

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 74.

Mittwoch, 15. März

1933.

Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

Schluß.

(Nachdruck verboten).

Beronika schritt neben dem Doktor der Tür zu: „Er bewarb sich jetzt schriftlich um die Hand von Milagro, nachdem ihm in Madrid durch das Wohlwollen des Königs eine ehrenvolle Position angeboten wurde, und hat, heute bei seinem Herkommen sich unser Jawort abholen zu dürfen. Nun ist mein Gatte zum Bahnhof gefahren, um den künftigen Schwiegersohn abzuholen und herzuführen.“

Sie klingelte dem Diener, der dem Besuch überzieher, Hut und Stod herbeitrug, ihn die Treppe zum Innenhof und dann an die Gittertür zu begleiten hatte.

„Sagen Sie also nachher, bitte, Don Primus, Frau Beronika, daß ich es als Arzt mühelos erwirkt habe, Dona Rafaela für immer in eine Anstalt zu bringen, in der sie überwacht wird. Es war das der besondere Wunsch von Don Primus, um bei der Unberechenbarkeit von Rafaelas Bahnvorstellungen vor Weiterungen geschützt zu sein.“

„Ich werde es dem Herzog sagen. Jedenfalls ist nun damit die Urheberin dieser verwidelten Angelegenheit kaltgestellt. Es ist nicht ihr Verdienst, wenn jetzt noch die Schicksale sich glücklich entwirren. Aber Sie haben einen guten Teil Verdienst daran, Doktor, das danke ich Ihnen, auch im Namen von uns allen!“

Es war heute Dreikönigsfest. Die Januarsonne fiel in einem schrägen Streifen in den oben offenen Innenhof, beschien die herrlichen Fächerpalmen in den Majolikakübeln, und brach sich funkelnd im Spiel der weißen Marmorfontäne. Reinhardt nahm dieses entzückende Bild in sich auf, während er aus dem Hause ging. Ja, er hatte mit Beronika Hand in Hand an der Aufklärung dieser Wirrnisse gearbeitet. Sie war edel und abgeklärt genug, in Reinhardt, der sie einst so bitter enttäuscht, einen Bundesgenossen zu guten Absichten zu finden. Letzten Endes hatte sie ja eine bessere Partie gemacht, als sie diesem ritterlichen und reichen Marquis de Romilla die Hand reichte, anstatt sich mit Reinhardt zu verheiraten, der dem Ausgang des unglücklichen Kolonialkrieges auf den Philippinen sich hier eine Praxis neu fundieren mußte!

Im Moment, als Beronika zu ihrer Tochter ins Zimmer trat, überreichte der Diener einen soeben eingetroffenen Brief für Milagro. Ein Stempel aus Paris?

Milagro las und erkannte die Handschrift von Balthasar an der Adresse.

Sie trat ans Fenster, da der Tag sich zu neigen begann und die Vorderseite des Hauses nach Osten lag.

„Geliebte Milagro!

Die ersten Kräfte nach meiner schweren Krankheit sollen zu einem Brief an Dich reichen, um Dir, Deiner verehrten Mutter und Miguel zu danken!

Wenn ihr nun in ein neues Lebensglück eintretet, versenkt in Vergessenheit, was ein junger Taumelnder im unerfüllten Latendrang und dunkler Unruhe

freveln wollte! Nie aber werde ich vergessen, wer mich vom Abgrund zurückriß.

Milagro, Du hattest recht, als Du mir beim Abschied sagtest: „Du stehst wie unter einem Trancezustand, Balthasar. Du wirst freier um Dich sehen, und erkennen, daß bessere und edlere Ziele Dir erreichbar sein können!“

Deine deutsche Mutter, Milagro, die mir soviel von ihrer hohen deutschen Geisteskultur schenkte, sagte mir einst den Spruch eines deutschen Dichters, der tiefen Eindruck auf mich machte:

„Wirf Deine Schmerzen hinter Dich! Aus ihnen werden schöne, ruhige Gestalten, — die sehen Dir still lächelnd nach —!“

So wird auch der Schmerz, mein Leben nicht mit dem Deinen vereinigen zu dürfen, verküsst durch meinen Entschluß: edleren Zielen zu dienen.

Sowie meine Gesundheit es erlaubt, werde ich meine Mutter nach den Philippinen begleiten. Sie will noch einmal in ihrem Leben ihr Heimatland grüßen, für das ihr Vater sein Blut vergoß. Mir aber, als seinem Enkel, steht drüben die Möglichkeit offen, unter der Oberhoheit der Vereinigten Staaten von Amerika für die Interessen meines nun freieren Heimatlandes an führender Stelle bei meinen Stammesgenossen zu wirken.

Das dünkt mich das schönste Lebensziel als Enkel des großen Freiheitshelden, Ernesto Rizal!

Leb' wohl, Milagro, Du mein guter Stern, Du meine blonde Madonna!

Ich küsse Dir und Deiner edlen Mutter im Geiste die Hand!

Bis an den letzten Atemzug gedenkt Deiner in Dankbarkeit

Balthasar — —“

Beronika hatte zugehört, als Milagro halbblaut las. „Gott sei Dank, daß er heimgefunden hat! Jetzt, wo sich alles aufgeklärt hat, werden wir ihn um so besser verstehen, Milagro.“

Der Diener pochte. Das Auto sei im Begriff, vorzufahren, meldete er. „Führen Sie die Herren ins Empfangszimmer“, befahl die Marquise und warf einen lächelnden Blick auf Milagro. „Ich kenne deine Gefühle, Kind, weiß, daß du jetzt am liebsten Miguel auf dem Innenhof entgegenstiegen und umarmen möchtest! Das ginge in Deutschland. Aber dein Vater ist aus alter spanischer Adelsfamilie, und du weißt ja genug, wie sehr in ihnen auf Herkommen und Tradition gehalten wird. Deswegen tue ihm jetzt den Gefallen, und laß gerade die ersten Momente der offiziellen Einführung von Miguel nach deines Vaters Art erfolgen. Nachher — —“

Milagro trat ans Fenster und sah hinaus: dort unten stiegen sie beide aus, ihr Vater — ihr Liebster — o, er war gekommen! Sie preßte die Hände zusammen

und wußte, daß ihr jetzt jede Sekunde einer konventionellen Haltung schwer werden würde.

Die Marquise aber dachte an ihre eigene Verlobung. Wie romantisch und eigenartig war es auch damals gewesen, als der Marquis ihr Schwanken nach seinem Antrag durch seine tapfere Ritterlichkeit kurzerhand bezwang und sie mit eigener Lebensgefahr aus der Erdbebenkatastrophe rettete —

Jetzt sah sie Miguel neben ihrem Gatten über den Innenhof herkommen. Wie wahrhaft schön, männlich und feurig wirkte er in seiner Glückserwartung! Wenn sie jetzt zurückdachte, wußte sie, trotzdem sie Miguel schon seit seiner Knabenzeit kannte, nicht ein einziges Wort, nicht eine Handlung, nicht einen Moment, in der er nicht eine vornehme Haltung, als Beweis seiner Herkunft aus gutem Hause, bewahrt hätte!

Der Marquis geleitete den Gast zuerst zu Veronika: „Hier bringe ich dir unseren künftigen Schwiegersohn, Veronika.“

Ein Handkuß über Veronikas Rechte, ein Handkuß für Milagro.

„Sei mir sehr willkommen, Miguel, ich wüßte keinen Mann für unsere Tochter, der mir teurer wäre, als du! Aber ich bin sehr überrascht über deine Bewerbung, mein Lieber —“

Er lächelte sie mit seinen schönen, feurigen, dunklen Augen freimütig an: „Ich habe immer nur ein Ziel vor mir gesehen, seit ich heranwuchs: Milagro! Es war das Streben meines Lebens, mich emporzuarbeiten, weil ich als einfacher Sohn der „Cuna“ nicht meine Augen zu der einzigen Tochter des Marquis de Romilla erheben durfte —“

Als die Marquise jetzt unwillkürlich einen Blick mit ihrem Gatten tauschte, hielt er inne. Aber da nichts Hinderndes zu bestehen schien, setzte er hinzu: „Jetzt, wo mir durch die Gnade des Königs eine standesgemäße Tätigkeit geboten wurde, habe ich es gewagt, Sie und Don Ramon zu bitten —“

Die Marquise meinte nun in heiterster Laune: „Nun aber grüße Milagro, Miguel! Sie hat dich mit brennender Ungeduld und Freude erwartet!“ Dann führte sie ohne weiteres ihren Gatten aus dem Empfangszimmer und ergriff als Deutsche die Initiative. Denn nach dem immer noch herrschenden prüden Sitten-Kodex der Andalusier durfte eigentlich ein Brautpaar nicht einmal fünf Minuten ohne Zeugen zusammen sein, und keinen Kuß, keine Zärtlichkeiten tauschen! Eine Braut sah ihren Gatten zum ersten Male unter vier Augen nach — der Hochzeitsmesse.

Milagro aber bewies, daß sie auch deutsches Blut in sich trug. Denn jetzt flog sie ihrem Liebsten in die Arme und ließ sich unter einem aufjubelnden Laut von ihm umschlingen, als sollte keine Macht der Welt sie mehr trennen.

Sie hatten sich seit jener Stunde im Estorial nicht wiedergesehen, als Milagro mit ihrer Mutter Balthasar zur Flucht verhalf. —

Was alles gab es jetzt in diesen Augenblicken zu erzählen.

Sie standen nah dem Fenster, das noch nach dem röstlich sonnigen Winternachmittage offen war. Musik drang plötzlich herein, die sich deutlich näherte, zugleich kam Lärm, bewegte Unruhe. Als Milagro sich aus dem Fenster neigte, zogen an der nahen Querstraße große bunte Lampions vorbei und stachen farbenfreudig in die beginnende Dämmerung. In ihrem Schein sah man eine lange Kavallade von Reitern in glänzender, mittelalterlicher Kleidung. Dazwischen zielliche Maulfesseln mit hochgefüllten Satteltaschen, — und feuerrote Bez und weiße Turbane.

Heil, das war ja der festliche Einzug der drei Könige aus dem Morgenlande!

Miguel hielt die Hand von Milagro in der seinen und umschlang sie:

„Heute ist wieder Dreikönigstag, Milagro, und wieder ein glücklicher Wendepunkt in meinem Leben! Weißt du noch, Liebste, als du damals am Dreikönigstag — wie viele Jahre sind inzwischen verflossen? — draußen im Findelhaus zu mir ans Krankenbettchen

kamst und gleich so lieb und gut zu mir warst? Dem armen Cunafnaben! Ja, du bist damals wie das rosa Wölkchen eines neuen Morgenrotes für mein Leben ins Krankenzimmer zu mir gehuscht!“

„Liebe auf den ersten Blick!“ lächelte sie glücklich, „du gefielst mir unter all den Cunafindern gleich am besten.“

„Ich bin mir immer bewußt gewesen, daß ich dir, Milagro, den Aufstieg meines Lebens zu danken habe, durch deine Initiative, durch deine Fürsprache bei deinem Vater, mir eine Erziehung und Bildung zu geben, als ich in der Prozessionsnacht bis vor euer Haus geirrt kam, und ich zum ersten Male unter eurem gastlichen Dache schlafen durfte!“

Der Marquis war eingetreten. Seine Schritte verloren sich unter dem Klang der vorüberziehenden Musik auf den großen Marokkoteppichen, so daß das Brautpaar ihn erst unmittelbar vor sich gewahrte: „Meine Lieben, wenn der Zug vorüber ist, wollen wir ins Palais zu Altamira fahren! Wir werden dort erwartet!“

Miguel war im stillen etwas enttäuscht. Er hatte sich auf der zwölfstündigen Herfahrt ausgemalt, wie er mit Milagro gleich heute so vieles besprechen, und auch von ihren Erlebnissen inzwischen hören wollte. Aber er wagte keine Widerrede, da er annahm, bei den engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Häusern solle er jetzt dort zuerst als Schwiegersohn vorgestellt werden.

Letzten Endes war der Herzog ihm seit langen Jahren ein wohlwollender Protektor gewesen. Auf seinen großen Weiden und Züchtereien konnte er seine Reitkunst bis zu dieser Höhe ausbilden und die prächtigsten Kampfstiere, die edelsten Pferde hatten ihm zum Training auf den Züchtereien des Herzogs zur Verfügung gestanden.

Zu Miguels Erstaunen kam ihnen Don Primus bereits auf der Treppe zum großen Innenhof entgegen, als habe er ihr Kommen mit Ungeduld erwartet. Und droben stand Dona Rufina. Ihre zarte vornehme Frauenschönheit strahlte heute so entzückend, wie Miguel sie nie bisher an ihr gesehen! Auch an der Begrüßung der anderen untereinander, an der Herzlichkeit, an der freudigen Unruhe sah Miguel etwas Ungewöhnliches. Hatte man bereits von seinem Verlöbniß mit Milagro — ?

Milagro sah sich um. Man befand sich gerade im selben Gemach zur Rechten der Treppe, in dem damals Balthasar ihr sein erschütterndes Geständnis gemacht. Der Raum war so stolz, und in sich geschlossen, — wie geeignet zu Besprechungen gewichtiger Art.

„Lieber Miguel!“ sagte Don Primus, „es ist heute wieder Dreikönigstag. Entfinnst du dich, als ich als einer der drei Könige zu euch in die „Cuna“ kam, um euch zu beschenken? Damals hast du die Bitte ausgesprochen, dir, — anstatt der Spielsachen — eine Mutter zu bringen! Eine Mutter! Und ich mußte dir, erschüttert über meine menschliche Machtlosigkeit sagen: „Das vermag ich nicht! Aber bitte die Schutzpatronin eures Findelhauses, bitte zur Madonna la Milagro, — vielleicht kann sie dich zu deiner Mutter zurückführen!“

Miguel sah ihm still in die Augen. Auch er dachte an jene Momente, da die Könige mit ihrem strahlenden Gefolge wieder davon zogen und er im dunkelnden Krankenzimmer die Hände zur Schutzpatronin mit dem Gebete faltete: „Heilige Mutter Gottes! Gib mir auch eine Mutter!“

Da machte Dona Rufina eine unwillkürliche Bewegung. Er sah Tränen in ihren schönen Augen. Und auch Don Primus, den er stets nur als den immer sich gleichbleibenden, jede Gefühlsregung vornehm verklärenden Caballero kannte, schien erschüttert und bewegt.

„Sieh, Miguel — nicht umsonst verehrt das Findelhaus in seiner Schutzpatronin die Madonna la Milagro, das heißt die Wundertätige! Sie hat auch an dir ein Wunder vollzogen! Sie gab dich deinen Eltern, sie gab dich uns zurück!“

Er begriff den Zusammenhang noch nicht völlig.

Aber er ahnte die Wahrheit, denn die schöne Dona Rufina streckte ihm jetzt wortlos beide Arme entgegen. Einst hatte sie sich in erbarmender Fürsorge über den Cunaknaben geneigt — —

Jetzt aber neigte sich Miguel zu ihr herab und ließ sich von ihr in die Arme ziehen — — von seiner Mutter — —

— Ende! —

Der Spazierfahrer.

Skizze von Hermann Linden.

Abend, einige Minuten nach sieben Uhr. Um diese Zeit ändert sich die Physiognomie des Straßenbildes. Warenhäuser und Geschäfte schließen. Aus Höfen, Ladentüren und Hauseingängen wälzen, stoßen und schieben sich neue Riesenmengen von Menschen, Kunden und Angestellter, Menschen, die müde sind, die nicht weit gehen, nur bis zur nächsten Straßenbahnhaltestelle. So entstehen plötzlich Gruppen. Der Verkehr stutet nicht mehr; schöne Abendrosen des blaugrauen Himmels erleuchtet hinter auftauchenden Nebelschleiern. Da aber beginnt es an den dunkelnden Häusern zu leuchten, zu glühen, zu strahlen und zu flimmern, Lichter in allen Farben, schnell und zahllos erblühend, wie von unsichtbaren Zauberern angeknüpft. Minuten der Illusionen, die man lieben muß.

Wieder wie jeden Abend gehe ich in diesen Minuten in den Straßen spazieren, obwohl das kein reines Vergnügen ist, da es unmöglich ist, allen Stößen auszuweichen, die der gesteigerte Verkehr mit seinen eiligen Ellenbogen heftig verteilt.

Da naht das Erlebnis dieses Abends, eineensation der Straße, ein Traumbild im Alltag. Eine Droschke. Eine historische Lohndroschke. Sie ist leer — natürlich ist sie leer, wird jeder denken. Der Verkehr stockt. Die Menge vergißt Eile und Ziel. Am Rande der Bürgersteige bilden sich Mauern, Mauern des Staunens, der Neugier, schließlich aber auch des Spottes. Zartgefühl ist kein Gewächs der Straße, sondern eine heimliche Blume.

Auf dem Bod sitzt der Kutscher, ein alter Mann mit rottem Gesicht, in traditioneller Tracht: blauer Mantel und ladüberzogener Filzhut. Keine Miene verzieht der Kutscher, obwohl er das Augenziel der Masse ist. Hurtig rennt das alte magere Pferd über die Hauptstraße. Kein Hindernis ist da, alles weicht zurück vor der Erscheinung, Menschen, Autos und Straßenbahn. Ho ho! rufen die Menschen dem Kutscher zu. Ein Zuruf voll Spott, Mitleid und Heiterkeit.

Nur die Taxichauffeure, ebenfalls gebannt von der lebenden Erscheinung einer toten Vergangenheit, einem Tod, den sie verursacht haben, unfreiwillig, als Vermittler eines neuen Tempos, sie allein sehen dem alten Mann mit der leeren Droschke, die in der Stadt niemals mehr einen Fahrgast haben wird, stillen Blickes nach. Jetzt biegt der Kutscher in eine Seitenstraße ein. Geistesmäßig erleuchtet in diesem Augenblick ein blendend heller Namenscheinwerfer das jetzt grotesk wirkende Gesäß. Und nun löst sich der Kutscher aus seiner Starrheit, aus seiner kalten, abweisenden Stille, er erhebt sich vom Sitz, wendet sich zurück zu dem ihn mit Blicken und Worten unentwegt verfolgenden Menschenmenge und knallt mehrmals, wortlos, mit der Peitsche. Höhnischer Gruß einer diabolischen Gestalt, einer unrealen Opernfigur. Wenige Jahre genügen, um aus einem alltäglichen Lohndroschker, der zu festgesetzten Stunden jederzeit an einem der öffentlichen Verkehrsplätze zu finden war, eine theatralische Märchenfigur zu machen. Mit diesem Mann wüßte man einmal sprechen, denke ich, schnell, aber doch schon zu spät, denn die Droschke ist bereits verschwunden, und bis ein Taxi sich den Weg durch den jetzt wieder zusammenströmenden Menschenverkehr gebahnt hat, ist die Droschke längst unerreichbar geworden, sie, die Langsame.

Ich sehe meinen Spaziergang fort. Das Erlebnis hat mich in eine Stimmung versetzt, die mir den Aufenthalt in der lauten Innenstadt unleidlich macht. Ich komme in westliche, stillere Straßen.

Ein freier Platz, Autoparkplatz. Nachlässig gleiten meine Blicke über die leuchtenden Wagen. Da — nur, weil es wahr ist, wage ich es hinzuschreiben —, mitten zwischen den feudalen Verkehrsmitteln der Gegenwart, steht eine Droschke. Seit Jahren hatte ich keine Droschke mehr in der Großstadt gesehen, und nun zwei, so schnell hintereinander? Unmöglich. Es mußte die Droschke von vorhin sein, das Gaudi der Hauptstraße.

Auf der anderen Seite des kleinen runden Platzes sehe ich jetzt auch eine Wirtschafft. Na, darin wird er sitzen, denke ich, einen Schoppen trinken. Ich betrete die Wirtschafft. Sie ist voller Menschen und Rauch. Kleine Bierwirtschaft. Sind zu jeder Zeit voller Menschen und Rauch. An einem der verbläuten und verschmitzten Holztische sitzt der Kutscher. Es scheint mir, er ist

es. Ich setze mich an einen Tisch, der noch leer ist. Lange bleibt er nicht leer. Zwei junge Männer kommen. Während ich noch überlege, ob ich sie ansprechen soll, um mich über den Kutscher zu erkundigen, sagt der eine: „Der verrückte Peter ist ja auch wieder da!“ Da der andere junge Mann nicht weiß, von wem die Rede ist, entsteht ein kleiner Dialog, der auch mich aufklärt.

„Von wem sprichst du?“

„Da von dem alten Kutscher!“

„Ist das der verrückte Peter?“

„Ja. Kennst du den denn nicht?“

„Nein!“

„Der kommt doch alle paar Wochen in die Stadt, und nachdem er spazieren gefahren ist, hier in die Kneipe, wo er früher immer frühstückte.“

„So. Warum nennst du denn den Mann den verrückten Peter?“

„Ich? Den nennen doch alle so. Der ist doch ein bißchen meschugge!“

„Wieso denn?“

„Ei, weil er in der Stadt spazieren fährt.“

„Kommt er nur hierher, um spazieren zu fahren?“

„Natürlich! Das ist es ja! Vor zehn Jahren stand er auf dem A-Platz. Als dann die Droschken abgeschafft wurden, weil die Autos billiger und schneller waren, zog sich der Peter mit seinen drei Droschken aufs Land zurück, wo man noch mehr Zeit hat. Natürlich zog er in einen Ort, der weit von der Bahnstation liegt, so daß die Einwohner zuweilen sich von ihm das lassen. Wie ich gehört habe, geht aber auch auf dem Land das Droschkengeschäft schlecht, und so mußte Peter im Laufe der Jahre zwei von seinen drei Droschken verkaufen. Jetzt lebt er von seiner letzten!“

„So. Und alle paar Wochen kommt er also in die Stadt gefahren?“

„Früher alle vier Wochen, jetzt alle sechs bis acht Wochen. Mit seiner leeren Droschke fährt er dann kreuz und quer durch die Innenstadt und hält den Verkehr auf.“

„Nimmt er keinen Fahrgast an?“

„Keinen Fahrgast? Du bist wohl krank! Wer wird sich denn heutzutage in eine Droschke setzen. Es wäre ja lächerlich. Außerdem läme auch gar kein Mensch auf einen solchen Gedanken. Selbst der Peter nicht. Er macht auch gar keine Anstalten dazu, einen Fahrgast zu bekommen. Er fährt schnell durch die Straßen, ohne sich um jemand zu kümmern, aber die Leute glopen ihm nach wie einem Gepensst. Das scheint ihm Spaß zu machen. Lachen hat ihn allerdings doch keiner gesehen.“

„Na ja, wenn man alt wird, bekommt man eben einen Lid. Profit!“

Zwei Biergläser klingen aneinander.

Ich betrachte den alten Kutscher, soweit es die weißen Rauchsäulen erdmöglichen. Wenn man alt wird, bekommt man eben einen „Lid“, hatte der Mund der unwissenden, frivolen Augen gesagt. Der Kutscher hatte seinen ladierten Filzhut nicht abgesetzt, so liegt sein Gesicht zu sehr im Schatten, um es genau betrachten zu können. Am Kinn sieht eine lappige Warze. Wortlos hockt der Droschkenkutscher, den das Heimweh immer wieder in die Stadt zieht, zwischen den lauten, fröhlichen Taxichauffeuren, die es fertig bringen, laut zu lachen, Wiße zu erzählen, ein Glas nach dem anderen hinter die Binde zu gießen und über das Glend der Zeit zu schimpfen — weil niemand mehr Auto fährt. Und nun sagt der Kutscher etwas: „Dahin also seid ihr gekommen mit eurem Tempo!“

„Wohin, Alter?“ — lachen die Chauffeure und klopfen dem Besuch auf die Schultern.

„Zu dem langsamen Geld“ — erwidert der Alte und um seinen verwelkten Mund zieht ein bitter-ironischer Zug.

Ein Gelächter, daß Gläser und Tisch erbeben. Die Chauffeure kredenzen dem Kutscher Kognal als Anerkennung für die wichtige Antwort. Besser hätte sich in der Tat die Vergangenheit nicht an der Gegenwart rächen können. Ich gehe und stecke der gebuldbigen Hofmante eine Handvoll Zucker ins schnuppernde Maul. Die Augen des alten Pferdes glänzen.

Die grüne Sonne.

Von Walter v. Hummel.

Stille ringsum. Nur das Klatschen und Raunen der Wogen, die breit und stark einherrollen, in endloser Folge eine um die andere, eine Kette, die nicht abreißt in Steigung und Fall, eine Ewigkeit der Erscheinungen. Mein kleines Boot, von einem brünen Südkalifornier gesteuert, schwingt sich freudig, kniet sich sicher und rüstig jeder dahertretenden Welle auf die Brust, zwingt sie unter sich, sinkt vom Hügel ins Tal, gibt zwei Insassen kaum den Raum über den eilenden Silberücken fern im Osten die kleine Insel, von der wir kommen, erspähen können, dieses unser nächstes einziges Land.

Hinausgebeugt lausche ich den tiefen, satten Atemzügen des Meeres, lasse seinen rauschenden Sang mir wohligh ins Ohr eingehen und verjuche, in die Gründe und Schluchten da unten, die sonst dem Auge verborgen sind, einzudringen. Bergeblüch. Als ob da in der Tiefe der tausend und mehr Meter, die unter uns liegen mögen, nur das große Nichts wäre. Vor allzu vieler Bläue beginnen mir die Augen zu flimmern. So schön es ist, mir will dieses Blau in seiner erdrückenden Überfülle plötzlich trostlos erscheinen. Je tiefer ich den Kopf senke, desto mehr wandelt es sich vor dem müden Auge in ein schweres Schwarz, eine finstere, breit hingelegte Mauer, die jede Fernsicht verwehrt.

Plötzlich bricht mitten in dies Schwarzblau, diesen gigantischen Saphir, wie eine freudige Fanfare ein smaragdener, hellgrüner Schimmer. Rasch wie die Gestirne laufen und freien, rollt es heran, wie ein smaragdene Kugel, eine leuchtend grüne Sonne. Ganz wie im Märchen. Mein Auge weitet sich vor dem niemals Gesehenen. Ich hebe den Arm und weise hinunter, rufe laut eine eilige Frage dem Bootsmann zu. Der wirft einen kurzen, gleichgültigen Blick auf die Fabelerscheinung, sagt trocken und nüchtern: „Sunfisch“, zündet seine Pfeife neu an, hat sich schon wieder dem Steuer zugewendet. „Sunfisch“ nennt das der Engländer, der Amerikaner, „Mondfisch“ sagt der Deutsche. Aber das Englische drückt sich hier einmal besser aus. Denn das, was halb Kugel und halb Rad, riesengroß und lautlos unter mir vorbeifahrt, dabei so herrlich grün aus der Bläue empor-schillert, ist keineswegs nur ein kleiner Mond. Eine strahlende starke Sonne geht durch die zitternden Gewässer . . .

Ein einzigesmal nur durfte ich dieses Schauspiel in seiner seltenen Herrlichkeit schauen. Obwohl ich mich nachher noch ungezählte Male im Ruder- und Segelboote, im kleinen Motor neuester Prägung und im Insulanerkanu der Steinzeit zu stiller Einkehr bei Armutter Meer als stillen Gast geladen, immer bemüht, immer der leisen Hoffnung voll, meine Sonne der Tiefe wiederzufinden. Viele andere Nacht noch hat mir die See aus ihrem unerschöpflichen Füllhorn gezeigt, aber das Bild, das ich so gern noch einmal gesehen, hat sie neidisch verwehrt, den Vorhang nicht wieder aufgezogen.

Eine einzige Sonne, die ich im Meere entdeckt. Wie viele, ungeahnt viele andere, die mein Auge nie schauen wird, die es gar nicht zu blicken und aufzufangen vermag, wie viele Geheimnisse mögen im unendlichen All noch unter, über mir kreisen! Manche vielleicht ganz nah. Denn ich meine mitunter, ich müsse sie, wenn meine Augen nun einmal nichts taugen, mit den Händen streifen und fühlen . . . Sie hat mich sehr nachdenklich gestimmt, ganz klein und beschelden gemacht, meine grüne Sonne im blauen Meer.

Ho ho, Ho, ho!

(Eine Wachtel-Anekdote.)

Von Helene Schidel-Zimmermann (Wiesbaden).

Am Abend eines trüben Februartages im Jahre 1842 hielt die Postkutsche von Hamburg kommend vor dem Gasthaus „Zum Hirsch“ in Raseburg. Vom hohen Boß herunter kletterte der 19jährige Theodor Wachtel und öffnete den Schlag. Vier Reisende in fieberiger Stimmung entstiegen dem Wagen und verschwanden mit einem „Gute Nacht Postillon“, im Hirsch; zugleich meldete der Wirt, morgen früh 7 Uhr nach Hamburg ein Herr.

„Donnerlütjen wat en Snee!“ ruft Wachtel aus, als er um 5 Uhr früh aus dem Fenster sieht.

Pünktlich ist er zur Abfahrt bereit. Noch immer fällt Schnee in dicken Flocken. Da ist auch der Fahrgast. Hören Sie, sagt er beim Einsteigen in prononciertem Sprache zu Wachtel, daß sie die Pferde gut anhalten, ich muß um 4 Uhr in Hamburg sein.

Trara, trara, schmetterts vom Boß, die Kappen greifen aus, bald ist das Stadttor passiert und lustig klingt das Schellengeläute in die Winterlandschaft hinein.

Drei Stunden fliegt so der Schlitten dahin, da — alle Wetter — ein Hohlweg? — Halt! Wachtel öffnet den Schlag und stottert, der Schnee, das — ist — meine — erste — Fahrt — ich habe mich — verfahren. Nun hagelt es Schimpfworte aus dem Wagen. Wachtel wirft die Peitsche beiseite, schirrt die Pferde aus und bittet den Herrn auszusteigen bis er gedreht habe. Da aber kennt dessen Mut keine Grenzen mehr,

*) Der Sänger Theodor Wachtel war zu nassauischen Zeiten, etwa in den öder Jahren des vorigen Jahrhunderts, Heldentenor am alten Wiesbadener Hoftheater und wegen seiner schönen und umfangreichen Stimme berühmt.

er ergreift die Peitsche und während Wachtel der Schlitten dreht, läßt er sie auf ihn heruntersausen. Wachtel entreißt sie ihm, spannt die Pferde wieder an und schwingt sich auf den Boß, der Reisende nimmt Platz.

Eine gute Strecke ist bereits zurückgelegt, da erkennt Wachtel die Abzweigung der Straße und nun geht's gerade gegen Hamburg.

Eineinhalb Stunden Verspätung — die schöne Demoiselle Berta Stich habe ich wegen diesem verfl. . . . wegunkundigen Kerl für immer verpaßt, schnaubt der aussteigende Fahrgast und verlangt das Beschwerdebuch.

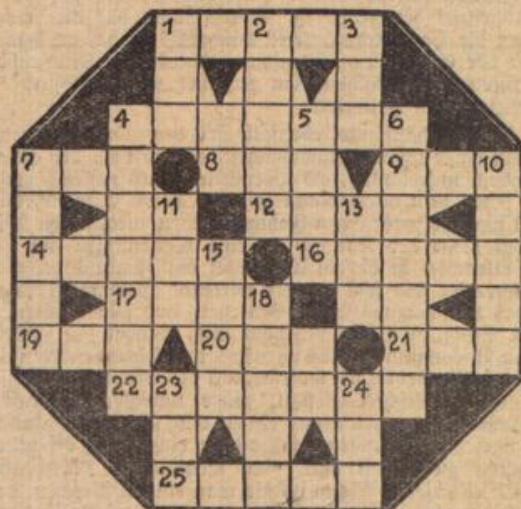
Wachtel erhält Zustellung: „Vorläufig keine Fahrten, noch zwei Monate Stalldienst.“

Sieben Jahre später erwartet Direktor N. im Stadttheater in St. einen ihm von Direktor Burza (Hamburg) empfohlenen jungen Tenor, der am selben Abend den Chapelou in „Der Postillon von Conjumeau“ singen soll. Wachtel, der inzwischen Gesang studiert hatte, kam erst kurz vor der Vorstellung in St. an. Der Direktor lief ihm aufgeregt entgegen, blieb aber plötzlich wie versteinert vor ihm stehen. Sekundenlang maßten sich beide mit feindlichen Blicken. Dann sagte der Direktor bissig, wenn Sie sich heute abend hier auch verfahren, soll Sie der Teufel holen. Direktor N. führte selbst Regie von der ersten Kuffe links aus und gab dem noch spielunkundigen Chapelou dauernd Zeichen. Nun singt Chapelou im ersten Akt 10. Auftritt die Romanze: „Freunde höret die Geschichte“ vorn in der Mitte stehend, den Refrain: „Hoh ho, ho ho“, begleitet er mit Peitschentknallen, gebend nach rechts, dann über die Bühne nach links. Bei der dritten Strophe, als der Direktor den Kopf mehr vorstreckte, zielte er ihm die Peitschenrippe mitten ins Gesicht.

Das gab Kulliffengeflüster, das auch in D. hörbar war, wo Wachtels nächstes Gastspiel als Chapelou stattfinden sollte.

Der Intendant meinte nach der Probe, Wachtel könne so, wie er es gemacht habe, die Stellungen beibehalten, nur bei dem Refrain: Hoh ho, ho ho! mit Peitschentknallen-Begleitung möge er den Weg nicht von rechts nach links, sondern von vorn nach hinten und zurück im Oval gehen.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von oben nach unten: 1. Landschaft, Bezirk. 2. Segen, Vergebung. 3. Nichtblei. 4. Sirup. 5. Bestandteil des Tees. 6. Dachhäuter. 7. Exotischer Baum. 10. Deutscher Reichspräsident. 11. Art Antilope. 13. Türkischer Titel. 15. Planet. 18. Gefäß im Haushalt. 23. Auszeichnung. 24. Verneinung. — Von links nach rechts: 1. Russischer Dichter. 4. Mischung der weißen und schwarzen Rasse. 7. Amerikanischer Schriftsteller. 8. Gedicht. 9. Schiffsseite. 12. Baum. 14. Schlingpflanze. 16. Verwandter. 17. Abschnitt des Korans. 19. Göttin der Morgenröte. 20. Persönliches Fürwort. 21. Rinnenförmige Vertiefung an Fußbodenbrettern. 22. Nicht mehr zerlegbarer Grundstoff. 25. Baum.

Auflösung des Honigwabenrätsels in Nr. 67: 1. Pfanne. 2. Neider. 3. Dorpat. 4. Porter. 5. Denten. 6. Kresse. 7. Statut. 8. Trense. 9. Gneisen. 10. Sessel. 11. Stulpe. 12. Vesina. 13. Knebel. 14. Blende. 15. Neptun. 16. Tanager.